Aus dem Leben eines Taubstummen [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Taubstummen-Zeitung**

Band (Jahr): **19 (1925)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-923020

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

75,000 Dollars waren ursprünglich für allgemeine unterrichtliche Zwecke der Taubstummen bestimmt; dieselben sind aber bereits auf 100,000 Dollars angewachsen.

Und Miß Mabel Hubbart? Die ist eine glückliche Frau geworden, die Frau vom Professor Dr. A. Gr. Bell. In geistiger Beziehung ist sie ihrem Manne gefolgt, aber mehr als das, sie hat verstanden, ihm ein Heim zu bereiten. Auf seinem Landsitze in Nova Scotia oder in seinem Hause in Washington macht Mrs. Mabel Bell in liebenswürdiger Weise die Honneurs. Ihre Absehfertigkeit ist mit den Jahren noch gewachsen. Nur in den seltensten Fällen, wenn sie mit undeutlich Sprechenden zusammenkommt, hat sie nötig, eine ihrer Töchter als Dolmetscherin zu gebrauchen. Nur eins kann sie nicht ertragen, daß man ihr aus einem Buche etwas vorliest. Sie will im Antlitze des Sprechenden lesen, nicht nur von seinen Lippen. Das Antlitz trägt aber einen andern Ausdruck, wenn freie Rede über die Lippen rollt, als wenn Fremder Gedanken aus einem Buche vorgelesen werden.

Zur Unterhaltung

Aus dem Leben eines Taubstummen.

(Fortsetzung.)

Der große Tag war da und der Vater Wilhelms war wieder gesund. Da holte der Vater eines Tages Briefbogen und Umschläge und sagte zu Wilhelm: „Nimm Feder und Tinte, du sollst deinen früheren Lehrer und Wohltäter zur Feier einladen.“ Hei, wie da die Augen des guten Jungen vor Freude glänzten! Ja, der geliebte Lehrer mußte dabei sein, der den Weg zu diesem Glücke gebahnt hatte. Der Brief lautete so: Lieber Herr Lehrer! Am Sonntag gehe ich zur ersten Kommunion. Wie freue ich mich, wie freuen sich meine lieben Eltern und Geschwister und der liebe Herr Pastor. Zu meinen großen Wohltätern gehören auch Sie, verehrter Herr Lehrer, und da wollen und dürfen Sie nicht fehlen. Ihre Teilnahme wird unser aller Freude sehr erhöhen. Meine Eltern und ich laden Sie darum herzlich ein. Auf baldiges frohes Wiedersehen!

Ihr glücklicher und dankbarer Wilhelm.

Gar bald kam die Antwort. Sie lautete: Liebe Familie —! Ihre Einladung hat mich sehr gefreut. Ich komme mit der größten Freude, um das Glück mit Euch zu teilen. Dieses Glück Dir, lieber Wilhelm, zu bereiten, war das Ziel meines Unterrichtes. Welch schönen Lohn bekommst Du nun für deinen Fleiß und Dein gutes Betragen. Wie wirst Du nun Gottes Güte und Liebe erkennen, wird Dir nun Lehrer, Wegweiser und Führer sein. Ja, ich komme.

In herzlicher Liebe grüßt Dich dein Lehrer.

Da hättet ihr die Freude sehen sollen. Die Mutter sagte zu Wilhelm: „Wilhelm, du mußt Gott bitten, daß er das Gute belohne, was dein Lehrer an dir getan hat.“ Als der gute Herr ankam schloß er ihn in die Arme und küßte ihn. Herrlich strahlte die Frühlingssonne, da die Feierglocken zur Kirche riefen. Inmitten der Angehörigen, Verwandten und Gäste schritt Wilhelm ehrfurchtsvoll zur festlich geschmückten Kirche. Die Orgel ließ heute ihren höchsten Jubel erklingen und die Gemeinde sang mit hellen Stimmen. Als dann der heilige Augenblick gekommen war, da flossen Tränen der Dankbarkeit gegen Gott aus den Augen der Eltern. Da perlten die hellen Tränen des Glückes aus den Augen der beglückten Kinder. Da ward Segen zuteil allen, die zugegen waren. Da stieß man sich leise an in den Bänken und flüsterte sich zu: Seht nur des Schusters Wilhelm, wie andächtig er alles mitmacht. Nach dem Gottesdienst kamen Beglückwünschungen von allen Seiten. Da war auch nicht einer in dem Dörflein, der vergessen hätte, Wilhelm und seinen Eltern freudig teilnahmsvoll die Hand zu drücken. Das war ein Tag der Freude in Gott. Nach Tisch wurde Wilhelm reich beschenkt. Der Pfarrer schenkte ihm eine große Mappe mit den religiösen Bildwerken großer Künstler. Er sagte: Ich habe gefunden, daß gerade taubstumme Kinder aus den Augen, Mienen und der Haltung der frommen Personen auf das Innere, auf die Herzensregungen und die gläubige Gesinnung der Dargestellten zu schließen wissen. Das Buch wird ihm Trost und Erbauung sein für das ganze Leben. Von dem Lehrer erhielt Wilhelm ein schönes Buch: Die Schuhmacherei in Wort und Bild. Darin waren die Handwerkszeuge des Schuhmachers mit den Namen der Dinge abgebildet. Es waren Anweisungen darin, welche tüchtige Lehrlinge und Gesellen für den Betrieb des Handwerks nötig haben. Auf dem Titelblatt des Buches stand geschrieben: Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der schönste Lebenslauf. Bete und arbeite! Die Freude Wilhelms könnt ihr euch ausmalen. Am Abend,

nachdem die Gäste Abschied genommen, sprach der Vater: Mutter, es war mir heute in der Kirche, als wenn der Heiland zu mir sagte: „Was habt ihr euch Sorgen gemacht um euer taubgeborenes Kind? Ich habe euer Flehen erhört. Sind meine Wege nicht wunderbar? Was fehlt dem Kinde noch, daß es zu beklagen wäre? Hat es nicht alles, was für Zeit und Ewigkeit glücklich machen kann? Ist es nicht durch die Taubheit von vielem Bösen bewahrt worden, das durch die Ohren in das Herz gelangt?" Die Mutter antwortete: Als du in deiner Krankheit lagst, und der Arzt dein Befinden bedenklich fand, da dachte ich an die Zukunft, da ich allein da stände. Und da sagte mir eine tröstliche Stimme: Wenn Peter und Anna groß werden und sich vielleicht verheiraten und in die Welt hinausziehen, dann bleibt dir dein Wilhelm zur Seite. Er wird dir Trost und Stütze im Alter sein. Was als ein Unglück erscheint, kann mit gutem Willen und Gottes Hülfe zum Glücke werden." Und dann war es stille in der Stube, und die Lippen der beiden Alten bewegten sich in Dankbarkeit zu Gott, der alles zum Besten zu lenken weiß. (Fortsetzung folgt.)

Einiges über Goethe.

„Vom Vater hab' ich die Natur,
des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
die Lust zum Fabulieren!"

Mit diesem Vers will der große Dichter Goethe, der am 28. August 1749 in Frankfurt am Main geboren wurde, dankbar anerkennen, was er von seinen Eltern ererbt hat an Gaben des Geistes. Johann Wolfgang von Goethe hatte in der Tat treffliche Eltern. „Von meiner Mutter ist mir die Gabe angeerbt, alles, was die Einbildungskraft hervorbringen kann, heiter und kräftig darzustellen", sagt der große Sohn. Und die Mutter, die man stets Frau Rat nannte, sagte von sich: „Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht; suche keine Dornen; hasche die kleinen Freuden. Sind die Türen niedrig, so bücke ich mich. Kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich es; ist er schwer, so gehe ich um ihn herum. Und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut und der Schlußstein — der Glaube an Gott."

Der Vater Goethes, der kaiserliche Rat, wie man ihn nannte, war nicht nur wohlhabend, sondern auch wie Goethes Mutter, sehr verständig und sehr gebildet. Er konnte lateinisch, griechisch, englisch, französisch und spanisch sprechen und verstehen. Er war offen, grad und ehrlich. „Was man angefangen, macht man zu Ende", war ein Grundsatz. In der schönen Erzählung: „Hermann und Dorothea", die auch ein erwachsener Taubstummer gerne lesen wird, hat der Sohn seine Eltern abgebildet im Wirt zum goldnen Löwen und dessen Frau.

So wuchs der Knabe auf bei einem alternden Vater und einer jugendlichen Mutter, denn Vater Goethe war 21 Jahre älter als seine Frau. Der Vater selbst unterrichtete die Kinder, den Sohn und die Tochter Kornelia. Mit drei Jahren konnte der Knabe schon lesen lernen. Mit sieben Jahren konnte er Latein und dann Französisch. Latein konnte er schon als Knabe flott und richtig schreiben. Im Griechischen brachte er es so weit, daß er das Neue Testament fließend lesen konnte. In der hebräischen Sprache konnte er übersetzen, dazu lernte er noch Englisch und Italienisch. Die deutsche Sprache lernte er aus der Lutherbibel und aus den Volksbüchern. Aber auch die körperliche Ausbildung kam nicht zu kurz. Goethe lernte reiten, fechten, tanzen. Daneben war der Knabe und Jüngling ein Bücherverschlinger. Seinen Jugendkameraden war er allen überlegen. Mit 15 Jahren schrieb er von sich: „Einer meiner Hauptmängel ist, daß ich etwas heftig bin; hingegen vergißt niemand leichter als ich. Ich bin sehr ans Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, kann ich es bleiben lassen. Ich bin sehr ungeduldig und lebe nicht gern in der Ungewißheit." Dem Wunsch des Vaters folgend, studierte Goethe nun Rechtswissenschaft. Je länger er aber studierte, desto mehr spürte er, daß er eigentlich lieber Professor der Sprachen werden möchte und Dichter. „Der Lorbeerkranz, der den Dichter ziert, ist mir das Zeichen des Glückes."

So war er denn in Leipzig vom 15. bis zum 19. Jahr kein fleißiger Student der Rechtswissenschaft. Er las mehr die Bücher von englischen und französischen Schriftstellern und fing an zu dichten. Aber jene Leipziger Gedichte waren bloße Reimereien. Während 150 Jahren galt das Dichten als eine Wissenschaft. Man machte Gedichte, wie man Kuchen macht nach dem Kochbuch. Man zählte die Silben, man achtete auf den Reim; aber der Inhalt der Gedichte war erlogen. Schon in Leipzig spürte Goethe, daß dies nicht die wahre Dichtkunst sei. Seine Dichtkunst ist Leben. „Was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte,